



herausgegeben von Th. Hell.

12. Mittwoch, am 11. Februar 1835.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Heinrich Heine, und Ein Blick auf unsere Zeit. Von Maxim. Jos. Stephani. Halle, Druck und Verlag von C. F. E. Scharre. 1834. XXI u. 117 S. *).

Referent, indem er hier seine Stimme über dieß Buch abgeben will, muß mit dem Geständnis beginnen, daß er es mit einem ungünstigen Vorurtheil in die Hand nahm. Er hatte ein Urtheil darüber gelesen, worin der Verfasser ein höchst geist- und witzloser Patron genannt und als ein Mann aus der guten alten Zeit dargestellt wird, der in lächerlich veralteter Tracht zwischen den Blumenbeeten der neueren deutschen Literatur umherwandelt und in grämlicher Alterlaune mit seinem Stocke die junge Blumenwelt zerstört. Kann Referent nun gleich sich selbst der jungen Welt nicht mehr zählen, so hofft er doch, sich nie Denen anzureihen, welche aus blinder Liebe zu dem Sonst das Jetzt nicht leiden mögen. Sey eine alte Zeit noch so gut gewesen, so kann doch eine neue noch besser werden; und sey ein guter Mann noch so alt, so muß er, jener zu Liebe, nicht ungerecht gegen diese seyn, sondern sich vor Versteinerung in alten Ideen und Liebhabereien hüten, und Augen und Ohren offen erhalten für das Gute und Löbliche, was die neue Zeit bringt, gesetzt auch, daß es, für den Augenblick, etwas befremdlich aussehe und klänge.

Dazu kam noch, daß dem Verfasser der Vorwurf gemacht wurde, die Herren Heine und Börne als (ehemalige) Juden verächtlich behandelt zu haben. Auch dieß verstimmte den Referenten, der manchen sehr ehrenwerthen getauften und ungetauften Juden kennt, im voraus gegen den Verfasser des oben genannten Buchs.

Um so angenehmer war er überrascht, als er den Verfasser durch das eigene Lesen des Buchs selbst kennen lernte. Sey Hr. Stephani, wer er wolle: er ist weder „ein geist- und witzloser Patron,“ noch ein altväterischer Thor, der aus blinder Liebe zum Alten das Neue haßt und verfolgt. Im Gegentheil: er gehört gewiß noch nicht zu den alten Herren, denn

*) Eben stand ich im Begriffe, dieses in so vieler Hinsicht beachtenswerthe Buch selbst anzuzeigen, als mir ein Freund nachsehende Beurtheilung zusendete, die ich mit um so größerm Vergnügen hier mittheile, je mehr sie für dessen Geist wie Gesinnung spricht. Th. Hell.

dazu hat er sich zu viel in der neuesten Literatur umgesehen; er führt mit geistvoller Gewandtheit seinen Kampf gegen die Anmaßung, Verkehrtheit und Frivolität der neumodischen Schreier, weist mit gesundem Scharfblicke ihnen Inconsequenzen und Widersprüche nach und trifft in der Regel wahrhaft den Nagel auf den Kopf.

Sein Streithammer, mit dem er dieß thut, ist freilich kein glatter und zierlicher; ja es ist nicht zu leugnen, daß Hr. Stephani mitunter ziemlich grob darauf losschlägt; aber ist die oft so arge Rohheit der Herren, die ihm gegenüber stehen, nicht Schuld hieran?! Nicht um ihres jüdischen Ursprungs willen zieht Hr. Stephani gegen Börne und Heine zu Felde, sondern um ihrer schriftstellerischen Unbilden willen; und namentlich hat Hr. Heine es ganz sich selbst zuzuschreiben, wenn man ihn darauf hinweist, daß das Wasser der christlichen Taufe ihm das Charakteristisch, Jüdische nicht habe hinwegzaubern können, und daß ihm der Kopf noch anderweitig zu waschen sey.

Hr. Stephani streitet und kämpft keinesweges aus blindem Vorurtheil, und am wenigsten aus religiösem; er läßt vielmehr seinen Gegnern in vielen Stücken vollkommen Gerechtigkeit widerfahren, und Hr. Laube wird von ihm, trotz der christlichen Abkunft, am schärfsten gezüchtigt.

Hr. Heine kann kaum auf eine rühmendere Anerkennung seiner ausgezeichneten Geistesgaben Anspruch machen, als sie Hr. Stephani auf Seite 8 und 9 seines Buchs niedergelegt hat; ja S. 36 spricht er von Heine's Verirrungen in dem Tone eines bekümmerten, gekränkten Freundes. Allein jene Anerkennung und dieses weichere Gefühl haben ihn nicht abhalten können, streng zu rügen, was er tadelnswert und verwerflich fand, und was nur ein leichtsinniger, verblendeter, verstandloser oder böswilliger Parteigeist zu beschönigen suchen kann. Bei aller Strenge und Derbheit in seiner Polemik ist es Hrn. Stephani immer nur um die Sache zu thun, nicht etwa um Rache an Dem oder Jenem; und von der Persönlichkeit seiner Gegner mischt er nur so viel ein, als zu ihrer Charakteristik eben nöthig ist, ohne etwa, wie es manchmal leider der Fall ist, in literarischen Streitschriften, bloß auf's Wechtun des Angegriffenen auszugehen. Was er zum Beispiel über den ehemaligen Hrn. Baruch sagt, das macht auf einmal des christlichen Hrn. Börne vielfältiges Schimpfen auf Frankfurt klar, so wie die Hinweisung auf Hrn. Heine's frühere Laufbahn einen guten Commentar zu seinem Spott über das büchergelehrte Göttingen gibt.

Hrn. Stephani's Buch zerfällt (außer dem einleitenden Vorwort) in zwei Haupttheile, deren erster vorzugsweise sich mit Heine, dagegen der zweite, mit der Ueberschrift: „Ein Blick auf unsere Zeit,“ sich mehr mit den Herren Börne, Menzel, Laube und Wienbarg beschäftigt.

Seite V der Vorrede wird im Vorbeigehen die Thorheit, welche die Unwissenheit neuerlich mit dem Modeworte „Novelle“ getrieben hat, gut abgefertigt, und S. VI die neue Mode: Kritik treffend genug mit dem Papierdrachen verglichen, der nur mit Hilfe starken Windes sich rauschend erhebt. S. VII aber stellt der Verf. als die Quintessenz der heillosen Grundlehren, womit die jetztige neue Schule (wir haben schon eine zu Anfange dieses Jahrhunderts gehabt) „den bisherigen Zustand der politischen, religiösen und moralischen Welt, die Sitten und Gewohnheiten des geselligen, häuslichen und öffentlichen Lebens zu verwirren“ trachtet, folgende vier Sätze auf:

1) „Es ist Unsinn, sich noch nach zweitausend Jahren von dem Buche ungehörig gängeln zu lassen, was unwissende Schüler einem großen Meister nachhallten.“

2) „Staat, Recht und Gesetz sind einseitige Resultate der Willkür und Partei, die bloß vom Wahnsinn eines für unverlethlich gehaltenen Herkommens geheilligt worden sind.“

3) „Die Ehe ist ein Damm gegen den Strom der Geselligkeit; sie ist ein Traditionsgut, das man abwerfen muß, wenn man die Menschheit zu höherer Cultur und Vollkommenheit fördern will.“

4) „Alles Wissen macht dumm und unglücklich.“ Herr Stephani setzt hinzu, daß diese vier Sätze, nur mit noch stärkeren und frecheren Ausdrücken bezeichnet, aus den Schriften der neuerungsfüchtigen Schreiber mit zahlreichen Stellen belegt werden können.

Sehr gern schreibe Referent hier ab, was weiterhin Hr. Stephani über die Quelle, aus welcher jene Verkehrtheiten fließen, über den immerwährenden Entwicklungsproceß in der physischen und in der moralischen Welt, und dann über gute und über verkehrte Erziehung der Jugend sagt. Doch der Raum dazu fehlt hier. Referent ersucht also nur jeden Verständigen, der jenes Buch in die Hand nimmt, die Vorrede zu demselben nicht ungelesen zu lassen.

An die Spitze der zwei Hauptabtheilungen seines Buches hat Hr. Stephani acht Verse (ottavo rimo) mit dem Zusatz: „In Heine'scher Manier gedichtet,“ gestellt, in denen am Schluß von einem

„blaffen (oder bloßen) Judenjungen
Welk, schacherschmuzig und mit frechen Lungen“

die Rede ist. — Mag das auch in Heine'scher Manier seyn, und Hr. Heine also mit einer Fleurette bedient seyn, wie er sie, unter umgekehrten Verhältnissen, vielleicht auch Jemanden unter die Nase gehalten hätte: dennoch wünscht Referent, daß sie weggeblieben wäre. Sie wird zu nichts dienen, als zum Schreien über unwürdige Behandlung. Indessen kann Referent nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit noch einmal darauf zurückzukommen, daß Hr. Heine seinen Segnern selbst das Wort in den Mund gibt, von seiner jüdischen Herkunft zu reden. Wenn Hr. Heine z. B. in seinem Buche: „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland,“ von dem: „Christlichen Spiritualismus“ spricht, auf die Baukunst im Mittelalter übergeht, und zu Ehren der alten, herrlichen Dome sagt: „Das Innere des Doms selbst ist ein hohles Kreuz und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums selbst; die bunten Fenster werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns;“ — wenn Hr. Heine, bei seinem

Streben, pikant und wichtig zu seyn, sich auf eine so unwürdige, ja ekelhafte Weise überpurzelt: muß man da nicht mit Achselzucken sagen, er hätte besser gethan, in seiner Synagoge zu bleiben, da er nichts am Christenthum und das Christenthum nichts an ihm verloren haben würde?! Und wenn er, um so und so viel Silberlinge, in den französischen Journalen den Franzosen auf Kosten seiner deutschen Landsleute schmeichelt; wenn er, um sich in den Pariser Salons interessant zu machen, die Franzosen mit historischen Lügen bedient und den Witz bis zum Abergwitz treibt, um ein lächerliches Licht auf die Deutschen zu werfen — führt er selbst seine Leser dadurch nicht in Versuchung, ihn einen halben Zusdas Ischarioth zu tituliren? — Will man die Belege zu dieser Anklage sehen, so lese man in seinem eben erwähnten Buche, in welchem nichtswürdigem Tone er von dem Befreiungskriege von 1813 — (von einer der rühmlichsten Epochen, welche die Geschichte kennt, von einer Erhebung des deutschen Volkes, wie es nirgends eine rühmlichere gab) — lügnerrisch spricht! „Man befahl uns“, sagt er, „den Patriotismus und wir wurden Patrioten; denn wir thun Alles, was uns unsere Fürsten befehlen.“ Hierauf folgt eine so unwürdige als in sich selbst nichtige Tirade zur Herabsetzung des Patriotismus der Deutschen, im Vergleich mit dem Patriotismus der Franzosen!! Dann fährt er fort: „Als Gott, der Schnee und die Kosacken die besten Kräfte des Napoleon zerstört hatten, erhielten wir Deutsche den allerhöchsten Befehl, uns vom fremden Joch zu befreien, und wir loderten auf in männlichem Zorn ob der allzulang ertragenen Knechtschaft, und wir begeisterten uns durch die guten Melodien und schlechten Verse der Körner'schen Lieder, und wir erkämpften die Freiheit; denn wir thun Alles, was uns von unseren Fürsten befohlen wird.“ Hierauf ist kaum mehr zu sagen, als daß Hr. Heine sich entweder als den ärgsten historischen Ignoranten, oder als den frechsten Verläumder selbst brandmarkt! Wenn man, wie er resirt hat, ihm, der noch keine Waffenthat gethan und auch schwerlich jemals eine thun wird, dereinst ein Schwert auf's Grab legte: so dürfte es höchstens ein Scharfrichter's Schwert, aber ja nicht eins von den hunderttausend deutschen Ehrenschertern seyn, mit denen so tapfer gegen die Franzosen gefochten worden ist, denn auch das geringste von diesen würde verunehrt auf dem Grabe dieses Hrn. Heine, der nicht Jude, nicht Christ und nicht Deutscher, sondern nur noch ein französischer Witzling ist. — Will man Proben seines Abergwitzes haben, so lese man, was er über die Götterlichkeit von Napoleon's Augen, was er von der besondern Ernsthaftigkeit deutscher Leichen sagt, wie er die deutschen Dichter von ehemals (?), mit abgeschabtem, zerrissenen Rocke, Abends betrunken in der Gasse liegend, im Alter noch tiefer im Elend verfinstert und nur besorrt, wo man den meisten Schnaps für das wenigste Geld haben könne, sich vorgestellt, bis er im Jahre 1819, als Student zu Bonn, Herrn A. W. Schlegel in seiner aufgepuzten Herrlichkeit von Angesicht zu Angesicht gesehen. Er nennt bei dieser Gelegenheit Hrn. Schlegel, mit Ausnahme Napoleon's, den ersten großen Mann, den er damals gesehen; und — vermuthlich, um ihm, als solchem, zu huldigen, und seine Pariser mit einem ragoût hin zu ergötzen — verschmährt er es gleich darauf nicht, mit seiner schriftstellerischen Hand in den ärgsten Gassenloth zu greifen, um A. W. Schlegel als Edemann zu beschimpfen, wo nur von ihm als Schriftsteller die Rede seyn sollte! — Dürfte Hr. Heine, bei solchem und so viel anderem unwürdigen Gebrauch seines Schriftsteller-Talents, sich darüber

wundern oder gar beschweren, wenn die deutsche Christenheit sich ganz von ihm los sagte und ihm riethe, sich in Paris vollends zum französischen Juden umzubilden zu lassen? Er hat den gerechtesten Anspruch auf Flatterereien dieser Art. — Ueberhaupt, die aufdringliche Schaustellung seiner Persönlichkeit, sein lautes Geschrei, um sich bemerkt zu machen, und die geflissentliche Nebeneinanderlegung und Feilbietung seiner Witz ist oft von einer Art, daß man darauf wetten könnte, wenn er Herr Stephani wäre, so hätte er nicht unterlassen, den Heine für einen geistreichen, poetisch, zugekuzten Band-Juden zu erklären.

Neben dem wirklich Geistvollen und Treffenden ließe sich eine merkwürdige Anthologie von Verkehrtheiten, Unrichtigkeiten, Inconsequenzen, schiefen Ansichten und groben Unsittlichkeiten aus Hrn. Heine's und Consorten Schriften bis zu Hrn. Wienberg hinunter zusammenbringen, als würdige Morgengabe für das junge Europa, welches als eine nagelneue Minerva dem Jupiterhaupte des Herrn Laube entsprungen ist. — Das Geschrei jener Herren wird verhallen, wie schon so vieles wilde Geschrei in der Welt verhallt ist, ihre Berühmtheit und Unsterblichkeit wird von kurzer Dauer seyn, und die Nemesis wird nicht ausbleiben, welche die Unbilden dieser neuesten literarischen Heroen strafft, wie sie den Uebermuth der weiland Schlegel, Tieck'schen neuen Schule schon längst gestraft hat und noch strafft bis auf den heutigen Tag. (Siehe die neue Zeitschrift „Phönix“, Nr. 3.) Aber zu bedauern ist es, wenn einem ausgezeichneten Talent nicht ein besseres Gefühl des Schicklichen und Würdigen beigelegt ist, wenn mit Geist und Witz der frivolste Mißbrauch getrieben wird, und frevelhafte Annakung und Neuerungssucht sich an den wichtigsten und heiligsten Interessen der Menschheit vergreifen! Kommen jene Herren mit der Zeit zu vernünftiger Besinnung, so werden sie sich selbst ihrer jetzigen sträflichen Thorheiten schämen, aber gewiß nicht wieder gut machen können, was sie durch schlechtes Beispiel und überhaupt durch Einwirkung auf schwachköpfige Nachschreiber böse gemacht haben.

Und diese Herren, so unwissend, unerfahren und eines gesunden Urtheils unfähig sie auch in vielen Stücken sind, wollen mit vorlauter Dreistigkeit die ganze Welt, vom Presbengel bis zum obersten Staatsrunder reformiren! Sie thun, als ob sie helle Feuer auf hohen Leuchtthürmen anzündeten, um weit hinaus auf der dunklen Wüste des Meeres den Schiffern die Bahn zum Hafen ästhetischen Ruhmes und politischer Glückseligkeit zu zeigen; aber ruhig besehen, thun sie fast nichts als funkensprühende Feuerräder in Bewegung setzen und schnell verpuffende Schwärmer und Leuchtflugeln zu schnell verschwindendem Knalleffect in die Luft werfen. Wehe dem bethörten Schiffer, der diesen aufblackernden Irrlichtern folgen möchte!

Wie viel möchte der Referent, nach diesen eigenen Expectorationen, aus Hrn. Stephani's Schrift noch mittheilen! Die Auswahl wird ihm zu schwer, und er verweist daher auf das Buch selbst von S. I. der Vorrede bis S. 117 der zweiten Abtheilung. Das ganze Buch ist, im vollsten Sinne, ein Wort zu seiner Zeit.

Nur eins will Ref. noch hinzufügen: Hr. Stephani sagt S. 68: „Nur die fecke und unwissende Frivolität eines Laube konnte sagen, Luther habe die Reformation begonnen, weil er die Süßigkeit eines Nonnenkusses geschmeckt habe.“ — Diese treffliche Aeußerung zu beschönigen, sagt ein anderer Berichtstatter über Hrn. Stephani's Buch, Herr Laube habe diese Phrase feillich fallen lassen, doch „ohne diese Worte für mehr als eine Phrase auszugeben.“ — Nun, schlechter kann man eine schlechte Sache wohl nicht vertheidigen, als es auf diese Weise geschehen ist! —

Als Nachschrift siehe hier nur noch zur Erbauung christlicher Leser, was der Apostel Paulus in seiner Epistel an Titus, Kap. 1, Vers 10 und 11 sagt:

„Denn es sind viele freche und unnütze Schwärmer und Verführer, welchen man muß das Maul stopfen, die da ganze Häuser verkehren und lehren, das nicht taugt, um schnöden Gewinnes willen.“

B e k a n n t m a c h u n g .

Nachdem durch die allerhöchste und höchste, unter'm 23ten Januar 1835 eröffnete Entschliefung nachfolgend benannten Zöglingen der Königl. Sächsischen Akademien der bildenden Künste zu Dresden und Leipzig, so wie der Zeichenschule zu Meissen, und zwar in Beziehung auf die bei der Kunst-Ausstellung des Jahres 1834 darzulegende Beweise von Fleiß, Talent und Kunstfertigkeit, so wie mit Rücksicht auf Beobachtung eines sitzlichen und disciplinarischen Verhaltens, die nachverzeichneten Ehreuzugnisse und Belobungsscheine zuerkannt und an dieselben ausgehändigt worden, so wird dieses hierdurch gewöhnlichermaßen zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

I. D r e s d e n e r K u n s t - A k a d e m i e .

K u n s t - S c h u l e .

1) Dritte oder oberste Klasse.

Ehreuzugnisse.

Ludwig Haack, aus Dresden.
Christian Wilhelm Paul, aus Meissen.
Eduard Barry, aus Dresden.
Ferdinand Gustav Meße, aus Brandenburg.
Lucas Arnold, aus Dresden.

Belobungsscheine.

Fürchtegott Ullrich, aus Dresden.
Julius Moriz Seelig, aus Annaberg.
Karl Ludwig Müller, aus Dresden.

2) Zweite Klasse.

Ehrenzeugnisse.

Robert Salemann, aus Neval.
Julius Ernst Kieck, aus Leipzig.
Julius Döring, aus Dresden.
Franz Leopold Görlich, aus Dresden.

Belobungsscheine.

Anton Ludwig Lang, aus Dresden.
Karl Gustav Markendorf, aus Neckaritz.
August Wilhelm Honeck, aus Neusalz.
Christian Wilhelm Scolle, aus Lübeck.

3) Erste oder unterste Klasse.

Ehrenzeugnisse.

Günther Friedrich Reibisch, aus Zittau.
Julius Theodor König, aus Dresden.

Belobungsscheine.

Karl Gottlieb Lieske, aus Großschönau.
Julius Fleischmann, aus Meissen.
Herrmann Ehrgott Zeller, aus Dresden.
Friedrich Gottlieb Müller, aus Roda.
Robert Pabst, aus Erfurt.

Bauschule.

Ehrenzeugnisse.

Herrmann Arndt, aus Dresden.
Alexander Herrmann, aus Dresden.
Donatheus Sabländer, aus Gotha.
Ottomar Glöckner, aus Borna.

Belobungsscheine.

Moriz Hieble, aus Dresden.
Friedrich August Hauschild, aus Dresden.
Herrmann Bothen, aus Dresden.
Heinrich Birkstock, aus Dresden.
Ernst Zocher, aus Dresden.
Herrmann Treutler, aus Dresden.
Karl Christian Hofmann, aus Dresden.
Ernst Schirmer, aus Leipzig.
Moriz Dpik, aus Dresden.

II. Leipziger Kunst-Akademie.

Ehrenzeugnisse.

Johann Wilhelm Conrad, aus Leipzig.
Leo Grünler, aus Zeilenrode.

Belobungsscheine.

Karl Johann Pönicke, aus Leipzig.
Johann Wilhelm Lämmel, aus Leipzig.

III. Meißener Zeichenschule.

Belobungsscheine.

Karl Gottlieb Böhme, aus Meissen.
Ernst August Leutewitz, aus Meissen.
Ludwig Eduard Martin, aus Meissen.
Karl Köhler, aus Meissen.

Dresden, am 4. Februar 1835.

Heinrich Graf Bisthum von Eckstädt,
Königl. Sächs. wirklicher Geheimer Rath in aufhabender General-Direction
der Akademien der bildenden Künste zu Dresden und Leipzig, des
Civil-Verdienst-Ordens der Königl. Baiern. Krone Comthur.